

„Die Zustände sind apokalyptisch“

PORT-AU-PRINCE - Das Leiden in Port-au-Prince sei kaum zu beschreiben, sagt Marcel Kötter. Er arbeitet als Katastrophenhelfer für Hoffnungszeichen, eine humanitäre Organisation, die im westlichen Bodenseegebiet daheim ist. Gleich nach dem Erdbeben war er ins Katastrophengebiet geschickt worden. Dort unterstützt er ein Ärzteteam. Mit ihm sprach unser Redakteur Uwe Jaub.

SZ: Sie sind am Freitag in der haitianischen Hauptstadt Port-au-Prince angekommen. Wie entwickelt sich die Lage im Katastrophengebiet?

Kötter: Die Situation ist nach wie vor erschreckend. Wir sehen so viele schwer verletzte Menschen. Sie haben Knochenbrüche, tiefe Schnittwunden, Kopfverletzungen. Die Katastrophe ist bereits sechs Tage her und nun bekommen sie zum ersten Mal medizinische Hilfe. Die Krankenhäuser mussten immer wieder Patienten aus Mangel an Arbeitskräften und Medikamenten zurückweisen. Ärzte arbeiten oft 48 Stunden durch.

SZ: Sie helfen in einem Hospital einem Ärzteteam Ihrer Partnerorganisation Humedica. Haben Schwerstverletzte überhaupt eine Chance zum Überleben?

Kötter: Ja und Nein. Wenn es erst eine knappe Woche nach der Erdbeben-Katastrophe zur Behandlung kommt, ist immer mal wieder alles vergeblich. Verletzungen, die bei einer raschen Behandlung geheilt werden könnten, führen wegen der verzögerten Behandlung zu dauerhaften Behinderungen. Die Zustände sind zum Teil apokalyptisch. Kinder weinen, weil sie ihre Schmerzen nicht mehr aushalten können. Ihre Knochen sind gebrochen, wie das Bein der fünfjährigen

Ester. Sie liegt in den Armen ihres Vaters und weint.

SZ: Hat es Lichtblicke gegeben?

Kötter: Wie man es nimmt. In all der Traurigkeit hat aber eine junge Mutter Zwillinge geboren. Doch die Mutter muss heute operiert werden. In einem anderen Fall brachte ein Ehemann seine Frau in die von uns betreute Klinik. Sie war zwei Tage verschüttet in einer Schule. Er suchte sie, doch fand er das Gebäude nicht mehr vor. Er erzählte bereits seinen Freunden und Nachbarn vom Tod seiner Frau. Doch sie wurde gefunden. Jemand hatte ihren Hilferuf gehört. Doch die junge Frau war schwer verletzt. Ihr Bein war gebrochen, und ein anderer Arzt hatte bereits ihren Arm amputiert. Sie hatte die Schmerzen nicht mehr aushalten können. Bei die-

sem Arzt hatte sie jedoch nicht bleiben können. Deshalb ist sie nun in unsere Klinik gekommen.

SZ: Wie sieht es in der Stadt aus?

Kötter: So viele zerstörte Häuser links und rechts der Straße. Mit dem Wissen, dass dort drunter tote Menschen liegen, fahren wir daran vorbei. Leichtergeruch liegt in der Luft. Wir tragen alle Atemmasken. Hin und wieder liegen ein oder mehrere tote Körper auf der Straße oder vor den zerstörten Gebäuden. Die Überlebenden fliehen aus der Stadt oder schlafen draußen vor den Häusern oder auf den Mittelstreifen der Straßen. Wir sind hinaus in die Stadt Leogane gefahren. Sie ist 25 Minuten von Port-au-Prince entfernt. Dort lag das Epizentrum des Erdbebens. Die Zerstörung ist unfassbar.

SZ: Läuft die Hilfe in der Zwischenzeit effektiv an? Immerhin scheint der Flughafen von Port-au-Prince durch die vielen Hilfsflüge völlig überlastet zu sein.

Kötter: Im Chaos nach dem Erdbeben ist es alles andere als einfach, Hilfe zu organisieren. Die UN versuchen jedoch inzwischen, die Hilfe zu strukturieren. Allzu viele Hilfsorganisationen scheinen jedoch nach Augenschein noch nicht eingetroffen zu sein. Man sieht aber Ärzteteams auf den Straßen. Und viele Hubschrauber sind unterwegs.

SZ: Was brauchen die Menschen am dringendsten?

Kötter: Die Menschen brauchen dringend medizinische Hilfe, Trinkwasser und Nahrungsmittel. Wir sind auf Spenden angewiesen.

SZ: Uns erreichen Berichte über Plünderungen. Haben Sie entsprechende Beobachtungen gemacht?

Kötter: Die Sicherheitslage ist angespannt. Dies liegt unter anderem daran, dass zu wenig Lebensmittel in die Stadt hineinkommen. Helfer, die Lebensmittel verteilen wollen, tun dies nur, wenn die Verteilung durch Militär, also meist UN-Soldaten, abgesichert wird.

i Marcel Kötter arbeitet für die überkonfessionelle Menschenrechts- und Hilfsorganisation Hoffnungszeichen. Er ist dort für die Katastrophenhilfe zuständig. Die Organisation hat ihren Sitz in Singen am Hohentwiel. In Port-au-Prince unterstützt Kötter ein medizinisches Team. Zudem engagiert sich Hoffnungszeichen in der Lebensmittelhilfe.

SZ-Interview



Marcel Kötter im zerstörten Port-au-Prince. Wegen des fürchterlichen Gestanks trägt er eine Atemmaske. Foto: koni

US-Präsident Barack Obama ist extra nach Boston gereist, um die Demokratin Martha Coakley im Wahlkampf zu unterstützen.

Foto: dpa

dieser Kälte, ließ sie wissen. Populistische Gesten sind nicht die Sache der 56-jährigen Juristin, erst zum Schluss war sie bereit, sich auf zugige Marktplätze zu stellen. Ihre allzu abgeklärte Art mag dazu beigetragen haben, dass es knapp werden kann. Schwere wiegt der angestaute Ärger, wie er typisch ist für die derzeitige Stimmung, überall in den USA. Zehn Prozent Arbeitslose, keine Aussicht auf schnelle Besserung: Die Wähler sind nicht gut zu sprechen auf die Partei, die gerade am Ruder ist. Dass die Suppe unter George W. Bush eingebrockt wurde, haben viele verdrängt. Die Ungeduld wächst, Rebellen, die gegen

„die da“ in Washington wettern, haben Wind in den Segeln.

Brown, der in den Achtzigern nackt auf dem Titel des Hochglanzmagazins „Cosmopolitan“ posierte, versteht es geschickt, auf der Anti-Washington-Welle zu schwimmen. In Werbespots vergleicht er sich mit John F. Kennedy: JFK habe das Establishment genauso mutig herausgefordert, wie er es heute tue. Niedrige Steuern, schlanker Staat, ein Nein zur Gesundheitsreform – Browns Positionen sind die eines traditionellen Konservativen. Damit hätte er in Massachusetts normalerweise kaum eine Chance. Er zehrt davon, dass seine un-

terkühlte Rivalin lange den Anschein erweckte, als habe sie einen Anspruch auf den „Kennedy-Sitz“, wie viele ihn nennen. 47 Jahre hatte ihn Ted Kennedy inne, bevor er im August einem Krebsleiden erlag. „Bei allem Respekt“, sagt Brown, „es ist nicht Kennedys Sitz, es ist nicht der Sitz der Demokraten, es ist der Sitz des Volkes.“

Die Taktik der Verzögerung

Wie brisant das Duell ist, wird beim Blick auf die Parlamentsarithmetik schnell klar. In der US-Hauptstadt stellen die Demokraten, Unabhängige eingeschlossen, in der kleineren

der beiden Kongresskammern 60 der 100 Senatoren. Die Mehrheit reicht exakt aus, um einen „Filibuster“ durch einen Republikaner abzuwenden, andernfalls durch ein längeres Reden, und sei es über Niagarafällen, durch das sich die Abstimmung über ein Gesetz schier endlos verzögern lässt. Ein Mandat weniger, und der gefürchtete Blockadetaktik sind Tür und Tor geöffnet. Gewinnt Brown das Duell in Massachusetts, haben die Konservativen genügend Senatoren zusammen, um Obamas wichtigstes Projekt, die fast fertig ausgehandelte Gesundheitsreform buchstäblich auf der Ziehbühnen geraden zu Fall zu bringen.

Die drei Gebote in der Tasche



Gute Laune nach dem Essen mit der Kanzlerin: FDP-Chef Guido Westerwelle (links) und sein CSU-Kollege Horst Seehofer (Mitte). Foto: dpa

Beef Tartare und demonstrieren. Seht her, so gut verstehen wir uns.

Man habe verabredet, sich nun regelmäßig zu sehen, nach Möglichkeit ein Mal im Monat, verrät Seehofer. Und er versichert: „Wir sollten unser Bestes bemühen zu regieren und nicht Eitelkeiten zu bedienen.“ FDP-Generalsekretär Christian Lindner begrüßt die Bestätigung der Steuerreform. Auch wenn jetzt nicht mehr sicher ist, dass sie 2011 kommt, sondern vielleicht erst 2012. Hier hat die FDP wohl ein Gelenk. Hauptsache, es wird gemacht. Auch im Fall Steinbach ist man sich nähergekommen. Die Fraktionschefs wollen mit Kulturstaatsminister Neumann über die Stiftung beraten.

Was die Gesundheitsreform angeht, da soll jetzt erst einmal die Kommission arbeiten können, „ohne dass sie von kontroversen Debatten begleitet wird“, sagt Horst Seehofer um 10.50 Uhr. Um 13.30 Uhr kommt aus dem Franz-Josef-Strauß-Haus in München die Stellungnahme der CSU Bayern vor. Die CSU Bayern will die